

Grußwort zur Festveranstaltung der  
Jahresversammlung 2010 der Deutschen Forschungsgemeinschaft  
von Prof. Dr. Dr. h.c. Christoph Marksches,  
Präsident der Humboldt-Universität

Mindestens in einem Jubiläumsjahr, hoch verehrte Frau Ministerinnen Schavan und Ahnen, verehrter Präsident Kleiner, liebe Kolleginnen und Kollegen – mindestens in einem Jubiläumsjahr, wie es meine gastgebende Humboldt-Universität seit Oktober 2009 in Erinnerung an die Gründung der Berliner Universität vor zweihundert Jahren feiert, könnte einem schnell deutlich werden, wie sehr wir in der Wissenschaft im „Grunde“ auf den Schultern unserer Väter und Mütter stehen – oder, um den gern nur angespielten platonisierenden Scholastiker Bernhard von Chartres doch einmal vollständig und in seiner Originalsprache zu zitieren: *nos esse quasi nanos gigantum umeris insidentes*, „wir seien gleichsam Zwerge, die auf den Schultern von Riesen sitzen“, wie es im *Metalogicus* des gleichfalls in Chartres wirkenden Johannes von Salisbury heißt (III 4,46-50). Das, verehrte Damen und Herren, *könnte* in einem Jubiläumsjahr deutlich werden, wird aber oft nicht deutlich, weil wir nur allzuoft die Vergangenheit der deutschen Wissenschaft monumentalisieren, in einem schlechten Sinne musealisieren und daher zu Gespensterkämpfen neigen. Und in den Gespensterkämpfen scheint sich dann der mittelalterliche Satz umzudrehen: Auf unseren Schultern schleppen wir die Zwerge aus längst vergangenen Zeiten umher.

Ich expliziere meine – zugegeben, leicht polemisch zugespitzte – Beobachtung zunächst einmal nicht, wie man denken könnte, an Humboldt, sondern an einem anderen Riesen dieser Universität. Generationen von Historikern haben sich an Leopold von Rankes Diktum „blos zeigen, wie es eigentlich gewesen“ abgearbeitet. Und haben es für ein Zeichen eines mehr oder weniger quellenpositivistischen, hermeneutisch naiven Historismus genommen. Gespenster für einen Gespensterkampf lassen sich eben leicht konstruieren. Nur wenige Kritiker Rankes

scheinen aber die nicht einmal zweihundert Seiten der „Geschichten der romanischen und germanischen Völker“ (in erster Auflage 1824 erschienen) zur Hand genommen zu haben und den nämlichen Satz im Kontext studiert zu haben: „So hoher Ämter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht: er will bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen“, heißt es da im Original, eine kaum verhohlene, tief ironische Polemik gegen einen anderen Granden dieses Hauses Unter den Linden, genauer: gegen die Geschichtskonstruktionen der Hegel-Schule, die der damals in Frankfurt/Oder lehrende Gymnasialprofessor als „hohes Amt“ tituliert, als feierlichen Gottesdienst Hegelscher Philosophie, aber eben nicht als präzise, an den Quellen orientierte Geschichtsschreibung. Die ebenso feine wie tiefe Ironie Rankes ist leider nicht vielen aufgefallen, unter die wenigen zählt ein weiterer großer Wissenschaftler dieser Universität, der Kirchenhistoriker und Wissenschaftsorganisator Adolf von Harnack, auf den entscheidende Anregungen für die Gründung der heutigen Max-Planck-Gesellschaft vor fast genau hundert Jahren zurückgehen.

Wie gesagt: Gespenster für einen Gespensterkampf lassen sich eben leicht konstruieren und Riesen der Vergangenheit kann man leicht auf Zwergenmaß stützen. Und das gilt natürlich auch für den armen Wilhelm von Humboldt, der nicht nur vor dieser Universität in Marmor gehauen als Denkmal steht. Was er vor zweihundert Jahren in ebenso klugen wie knappen Gutachten für seinen König kondensierte, war natürlich ein Kondensat – genauer: aus Göttinger Aufklärung und Berliner Romantik, eine Reaktion auf Königsberger Wissenschaftsphilosophie und Jenenser Frühromantik, um nur ein paar Fäden anzudeuten, die in meisterlicher Weise vom zeitweilig als Kultusminister amtierenden Universalgelehrten aus Tegel gebündelt wurden. Im akademischen Alltag unserer Tage gerinnt das dichte Kondensat Wilhelm von Humboldts zu blassen pseudohumboldtschen Formeln wie der allerberühmtesten von der „Einheit von Forschung und Lehre“, die in Wahrheit aus der Epoche der entstehenden Massen-

universität im zwanzigsten Jahrhundert stammt. Und diese pseudo-humboldtschen Formeln sind dann die Waffen im Kampf der Parteien, die sich im medialen Zeitalter möglichst öffentlichkeitswirksam die Trivialitäten um die Ohren hauen: „Humboldt ist tot“ oder „Humboldt lebt“ – beides ist, wie sie mir sicher sofort zugestehen werden, gleichzeitig ebenso wahr wie falsch, gerade so wie die Feuerbachthese unseres gescheiterten Studenten der Rechtswissenschaft aus der Eingangshalle dieser Universität. Ich habe über diese Zusammenhänge jüngst veröffentlicht und will Sie, verehrte Damen und Herren, im Rahmen eines Grußwortes auch nicht mit Details behelligen – aber doch wenigstens meiner Sorge Ausdruck verleihen, daß wir unter den erheblichen Herausforderungen des Alltags, einer dramatischen Finanzkrise und einem deutlichen Zunahme kompetitiver Elemente im Wissenschaftsalltag das freie Nachdenken über die Universität vergessen oder jedenfalls zu kurz kommen lassen: das Nachdenken darüber, was wir an einer Universität eigentlich lehren wollen, was an einer Universität alle Absolventen unbeschadet ihrer disziplinären Qualifikationen können müssen, welche neuen Wissenschaftsfelder wir hier schleunigst einführen sollten, um dabei endlich einmal nicht mehr mindestens zehn Jahre hinter anderen Ländern hinterzuhinken. Bei der Ankündigung der vorangegangenen Staffel des Exzellenzwettbewerbs hieß das, um an eine Formulierung des Vorgängers von Dorothee Dzwonnek zu erinnern, „frei malen“ – und schon deswegen, weil er nach langen Jahren des Stolperns im Gängelband staatlicher Bevormundung und aggressiver Kürzungsorgien den Hochschulen solches freie Malen erlaubte, ist der Exzellenzwettbewerb nur zu begrüßen und den Verantwortlichen der Deutschen Forschungsgemeinschaft und des Wissenschaftsrates herzlich dafür zu danken, daß erneut alle verfügbaren Räume des Bürogebäudes in der Bonner Kennedyallee mit Tausenden von Antragsskizzen gefüllt werden können. Es ist aber auch kein Zeichen der Undankbarkeit gegenüber der Politik, verehrte Frau Bundesministerin, wenn man den Dank für die vielen zusätzlichen Mittel mit der besorgten Bitte um nachhaltige Finanzierung kombiniert – Haufen

von Personal, die als auslaufendes Cluster auf eine arme Universität zurückfallen, bringen eine solche Universität aus dem Gleichgewicht, Scharen von Personal eines weitgehend ausfinanzierten Clusters mobilisieren eine ganze Universität, ja eine ganze Region; ich weiß, wovon ich spreche, aus den Randstunden meines präsidialen Tages im Berliner altertumswissenschaftlichen Exzellenzcluster „Topoi“. Und, wenn ich es schon wage, einer klugen Forschungspolitikerin öffentlich Ratschläge zu geben: Wie wäre es mit einer entschlossenen, finanziell gut unterlegten Initiative, die es erlaubt, die kleinen Fächer zu stärken, sie so zu bündeln, wie kluge Arbeitsgruppen in den letzten Jahren vorgeschlagen haben, beispielsweise die Wissenschafts- und Wissensgeschichte, die wir für ein wirklich tiefes Nachdenken über die Universität unabdingbar brauchen und von der wir deutlich mehr und das an mehr Standorten brauchen als lediglich das in Berlin in den letzten Jahren entstandene gemeinsame Zentrum der drei Universitäten und des einschlägigen Max-Planck-Institutes?

Wenn man auf die Riesen der Vergangenheit schaut, kann man sich ziemlich klein fühlen, selbst wenn es Scheinriesen sind oder kleine, häßliche Gnome mit schier unvorstellbarer Zerstörungskraft – wie die Geschichte der Berliner Universität im vergangenen Jahrhundert zeigt, mein Kollege Hubert Wolf wird über jenes schreckliche Schicksalsjahr 1933 sprechen, in dem sich die Friedrich-Wilhelms-Universität den Hals brach. Man kann sich angesichts einer solchen Geschichte von höchsten Höhen und tiefsten Tiefen ganz klein fühlen. Man kann aber auch ganz bescheiden versuchen, aus dieser Geschichte zu lernen, mindestens zu lernen, wo die Meßlatte für exzellente Forschung wie Lehre hängt, auch heute immer noch hängt und versuchen, im Alltag nicht ständig darunter durchzulaufen. Denn die deutsche Universität ist weder im Kern verrotten (das wäre sozusagen eine unnötige Selbstverzwergung der deutschen Universität) noch, wie ein früher Professor für Orientalistik dieser Universität vor rund achtzig Jahren formulierte, im Kern gesund zu nennen (dann würden wir uns

selbst zu Riesen ausrufen) – sondern sie steht, wie ja auch die vielgeschmähten Rankings zeigen, überwiegend an der Spitze des Mittelfeldes, stellenweise am äußersten Rand der Spitzengruppe. Überwiegend, stellenweise – es kommt darauf an, sich nicht – wie die berühmte These im Foyer unserer Universität empfiehlt – in eine unsinnige Alternative zwischen Analyse und Veränderung treiben zu lassen und die Schritte in die richtige Richtung gemeinsam zu tun. In den letzten Jahren ist viel in dieser Richtung geschehen, dafür ist den Verantwortlichen sehr herzlich zu danken, liebe Frau Schavan, lieber Herr Kleiner, lieber Herr Strohschneider und schon deswegen ist es eine Freude, Sie hier erneut und ganz herzlich zu begrüßen, aber auch alle die anderen, die die Mitglieder der Deutschen Forschungsgemeinschaft repräsentieren und unsere Gäste allzumal. Vielen Dank für Ihre Geduld.